

keiten in der Rezeption Luthers liegen. Das Buch wird wegen seines Reichtums an Belegen, wegen seiner übersichtlichen Darstellung und wegen seiner klaren und verständlichen Sprache mit Recht viele Leser finden. Man kann nur wünschen, daß diese Leser auch kritisch genug sind, zu bemerken, daß bei Luther noch mehr zu finden ist, als es Althaus' Darstellung vermuten läßt.

Münster i. W.

K. G. Steck

Otthein Rammstedt: *Sekte und soziale Bewegung. Soziologische Analyse der Täufer in Münster (1534/35)*. (= Dortmunder Schriften zur Sozialforschung, hrsg. v. der Sozialforschungsstelle an der Universität Münster, Band 34). Köln/Opladen (Westdeutscher Verlag) 1966. 152 S., kart. DM 32.-.

Innerhalb der durch das Erscheinen von Aufsätzen, Monographien und Quelleneditionen blühenden Täuferforschung ist der sozialgeschichtlichen Seite bislang noch wenig Beachtung geschenkt worden.

Nun greift die vorliegende Untersuchung den sozialgeschichtlichen Aspekt der Täuferbewegung des 16. Jahrhunderts am Beispiel des münsterischen Täuferturns auf, das zuletzt von Robert Stupperich eine umfassende historische Würdigung erhalten hat („Das münsterische Täuferturn“, Münster i. W. 1958).

Der Verf. knüpft bei seiner Untersuchung an den heutigen Stand der allgemeinen Religionssoziologie an, wie er von D. Goldschmidt, F. Greiner, H. Schelsky und F. Fürstenberg entwickelt worden ist. Von diesem Ausgangspunkt her wird die Sekte – diesem Oberbegriff werden die Täufer eingeordnet – wesentlich als soziale Bewegung verstanden, ihre religiösen Anliegen als Ideologie. Es geht dem Verf. also nicht um eine theologische Erhellung der Täufer, deren „Bekennnis zur chiliasmatischen Lehre eine Motivverfälschung des eigentlichen Anliegens ist, des Protestes gegen die ökonomischen, politischen und kirchlich sanktionierten Umstände“ (S. 12). Bewußt greift der Verf. auf die Täufer in Münster als die „radikalste Sekte der Reformationszeit“ (S. 13) zurück. Eine soziologische Untersuchung erscheint dem Verf. in diesem Falle besonders angebracht, weil hier die einzige Sekte begegnet, „die als Protestgruppe innerhalb der von ihr abgelehnten Gesellschaft ein eigenes Gemeinwesen zu gründen vermochte“ (ebd.). Von vornherein vermag sich der Verf. dabei nur die Bezeichnung „Sekte“, nicht die Bezeichnung „Bande“ zu eigen zu machen, die etwa J. Wach in seiner „Religionssoziologie“ (Tübingen 1951) für *negativ radikale* Sektengruppen vorgeschlagen hat (ebd.). Sachlich stellt sich dem Verf. das münsterische Täuferturn als Musterbeispiel für das Wechselverhältnis von „Weltlichkeit und Geistlichkeit, das für die Dynamik von Sekten bedeutsam ist“ (ebd.), dar.

Auf diesem Hintergrund entwirft der Verf. zunächst ein Bild der niederländischen Wirtschaft und der münsterischen Wirtschaftsverhältnisse zu Beginn des 16. Jahrhunderts (S. 20 ff.), sodann eine Schilderung der mit der rückläufigen wirtschaftlichen Entwicklung (von den Niederlanden her) einsetzenden Krise (S. 31 ff.). Während Bernhard Rothmanns Programm als „Entmythisierung der eigentlichen Kirchen“ nach Ansicht des Verf. nur in der Bejahung der Erwachsenentaufe minimale Ansätze zum Täuferturn zeigt (S. 40 ff.), erblickt der Verf. in Melchior Hoffmann und vor allem Jan Matthys die eigentliche „Teleologisierung der Krise“ in Münster (S. 48 ff.), die zur Entstehung der Täufergemeinde und deren theokratischer Ausprägung (S. 74 ff.) führt. Hatte der Verf. schon eingangs bemerkt, daß die „charismatische Persönlichkeit den Katalysator zwischen Protest und Erlösung“ bildet (S. 12), so beschreibt er nun nach einer Analyse des münsterischen Chiliasmus (83 ff.) die in soziologischer Hinsicht besonders aufschlußreichen Phänomene des täuferischen Kommunismus (S. 87 ff.) und der Vielweiberei (S. 95 ff.) zu Münster und insbesondere die Sozialstruktur der dortigen Täufergemeinde selbst (101 ff.).

Im Resultat sieht der Verf. das Täuferturn zu Münster „im Innersten, auch in seiner theologischen Aussage, abhängig von den gesellschaftlichen Spannungen, die wesentlich von der beginnenden frühkapitalistischen Wirtschaftsform geprägt waren“ (S. 115).

Man wird freilich ausdrücklich unterstreichen müssen, daß der Verf. selbst das Ergebnis seiner Untersuchung als „Hypothese“ (S. 119) bezeichnet. Bei sachlich-historischer Prüfung ist das münsterische Taufertum in der Tat niemals gänzlich soziologisch zu erklären. Zwar spielen sozialgeschichtliche Fragen hier eine nicht geringe Rolle, und der Verf. hat Recht, wenn er diesen soziologischen Aspekt in die Betrachtung einführt. Aber in der Verabsolutierung dieser Betrachtungsweise, die nun den – doch entscheidend bedeutsamen – religiösen Motiven der münsterischen Täufer nicht gerecht wird, erstellt der Verf. lediglich eine „Hypothese“, die als Arbeitshypothese ihren Wert besitzen, aber das historische Phaenomen des Täuferertums zu Münster nicht vollständig zu erklären vermag.

In der benutzten Literatur habe ich die grundlegende Darstellung von Herbert Grundmann, Ketzergeschichte des Mittelalters (= Die Kirche in ihrer Geschichte, hrsg. v. K. D. Schmidt und E. Wolf, Band 2, Lieferung G), Göttingen 1963, besonders vermisst. Als kl. Corrigenda seien vermerkt: S. 11 – *das Corpus christianum* (statt „den“); auf der gleichen Seite, in Anm. 11: Die H.-J. Schoeps-Festschrift erschien 1959 (nicht 1949).

Erlangen

Ernst-Wilhelm Kohls

Johannes Volker Wagner: Graf Wilhelm von Fürstenberg (1491 bis 1549) und die politisch-geistigen Mächte seiner Zeit (= Pariser historische Studien 4). Stuttgart (Hiersemann) 1966. XI, 318 S., 3 Abb., kart. DM 62.–.

Graf Wilhelm von Fürstenberg (1491–1549) gehörte einer vornehmen Adelsfamilie an. Sein Vater, Wolfgang von Fürstenberg, Landvogt der vorderösterreichischen Lande und königlicher Hofmarschall war dem Hause Habsburg sehr ergeben. Sein Sohn Wilhelm lebte am Hofe Margaretes von Österreich in der Freigrafschaft Burgund. Durch frühe Heirat fielen ihm Erbansprüche auf blühende burgundische Herrschaften zu, die ihn in jahrelange Kämpfe mit Herzog Ulrich von Württemberg verwickelten. Interessanter als das persönliche Schicksal des Grafen, der sich um 1521, damals schon in französischen Diensten, nach neuen Möglichkeiten zur Entfaltung seiner Lebensansprüche umschaute, ist wohl die Tatsache, daß wir in seiner Person einen Repräsentanten jener adligen Herrschicht an der Peripherie des Habsburgerreiches finden, die sich durch eine Gleichgewichtsdiplomatie in dem ständigen Kampf zwischen Habsburg und Valois eine Machtstellung und einen Besitzstand zu sichern trachteten, gerade auch als die Religionsstreitigkeiten das Verhältnis Kaiser – Reich – deutsche Fürsten nachhaltig getrübt hatten. Die antihabsburgische Diplomatie der Valois fand in dieser Adelschicht wesentliche Unterstützung, zumal sie die französischen Geldmittel geschickt einzusetzen wußte.

In seiner Einleitung umreißt der Verf. die Thematik seines Buches und zeigt den Gesichtswinkel auf, unter dem er an die Persönlichkeit des Grafen herantritt. Er behandelt den zwiespältigen Charakter des Fürsten, der 1540 die Herrschaften in der Ortenau und im Kinzigtal besitzt, und betont die vielen Widersprüchlichkeiten, wobei wir allerdings den Akzent weniger auf den Verteidiger der Religion als auf den Reisläufer legen würden; denn Gewinn von Besitz, Macht und Ruhm scheinen beim Grafen die wesentlichen Gründe seines Handelns zu sein. Von besonderem Interesse ist der Abschnitt über Fürstenberg und seine Zeit. Eine beherrschende Rolle in seinem Leben spielt der Kampf Valois–Habsburg. Das Mißverhältnis zwischen dem Kaiser und den Reichsfürsten ist offensichtlich und wird durch die konfessionellen Auseinandersetzungen noch verschärft; dazu treten die Konflikte zwischen den kleinen Fürsten und der Bauernkrieg: an allen diesen Auseinandersetzungen der Zeit ist der Graf beteiligt. Was hat er einzusetzen? Nur die Kraft seines Schwertes, seine militärische Tüchtigkeit und die Söldner, für die man ihm zahlen muß. Von seiner Treue möchten wir nicht reden, sie ist sehr bedingt. Er ist und bleibt m. E. der *condottiere*. Er kämpft um Besitz und Macht, beherrscht auch von seinem Geltungsdrang. Es gilt ihm, wer am besten und sichersten zahlt und ihm verhilft, seine feudale Autorität zu sichern oder zu vergrößern. Von daher ist es selbstverständlich, daß er oft Frankreich zufällt, gelten doch die Worte von Guillaume Bellay, dem